

entscheiden, ob eine Handelsgesellschaft die Form einer Gesellschaft m. b. H., einer Aktiengesellschaft, einer Kommanditgesellschaft auf Aktien usw. annehmen soll. Sie wird ebensowenig Organisationen, deren Zweck und Charakter nicht kirchlicher Art ist, der direkten kirchlichen Leitung durch kirchliche Organe unterwerfen wollen ... Wohl aber kann irgendwo und irgendwann einmal der Fall eintreten, daß die kirchliche Autorität sich genötigt glaubt, die Beteiligung der Katholiken an bestimmten Organisationen zu verhindern, sei es, weil diese Organisationen die religiös-sittliche Leitung unmittelbar ausschließen, oder weil sie außerstande sind, diesbezüglichen Gefahren wirksam zu begegnen ... Die Frage zu entscheiden, ob und unter welchen Bedingungen für Katholiken aus religiös-sittlichen Gründen die Teilnahme an bestimmten Vereinigungen erlaubt sei oder nicht, das kann der Kompetenz der kirchlichen Behörde nicht entzogen werden. Darf die Kirche einzelne Verirrungen verurteilen, dann kann sie um so mehr eine Vereinigung, die der Abirrung besonders ausgesetzt ist, auch nicht die nötige Sicherung gegen Verfehlungen und Verirrungen zu bieten scheint, den Katholiken verschließen. Dabei handelt es sich keineswegs um eine 'rein weltliche' oder 'rein wirtschaftliche' Frage, sondern um eine Frage religiöser und sittlicher Art, die in den Bereich kirchlicher Autorität und hirtentlicher Fürsorge gehört. In solchen Fällen geht der Spruch der kirchlichen Autorität nicht an die fragliche Organisation, sondern an die ihrer Hirtensorge und Jurisdiktion unterstellten Katholiken ... Der materialistischen Weltanschauung, die so machtvoll propagiert wird, der sittlichen Emanzipation des Klassenkampfes gegenüber, die so verlockend gepriesen wird, hat bisher nur der Katholizismus, das kirchliche Lehr- und Hirtenamt mit unbestrittenem großem Erfolge widerstanden. Kann es da wundernehmen, daß die Träger der kirchlichen Autorität den kirchlichen Einfluß auf die Arbeiterwelt in seiner vollen, ungebrochenen Kraft den katholischen Arbeitern zu erhalten sich bestreben, daß sie einer abgeschwächten Form christlicher Weltanschauung für die Leitung gewerkschaftlicher Bestrebungen ohne besonderes Vertrauen gegenüberstehen? ... Man erkenne, und zwar in undeutiger Weise, an, daß auch in wirtschaftlichen Dingen, soweit dabei das Sittengesetz nach dem Urteil der offiziellen kirchlichen Autorität in Frage kommt, eben diese Autorität für katholische Arbeiter ein Machtwort zu sprechen hat, und daß die Gewerkschaft dem diesbezüglichen kirchlichen Gehorsam ihrer katholischen Glieder unter keinen Umständen ein Hindernis in den Weg legen darf ... Auf die moralische Leitung der Katholiken auch in Gewerkschaftsfragen kann die Kirche, ohne sich selbst aufzugeben, niemals verzichten" (*St. M. L.* 1908, 9. Heft, S. 411, 413—417, 423 f.).

Gegen diesen Artikel wandte sich der Zentrumsabgeordnete Giesberts, der die Abhängigkeit der wirtschaftlichen Organisation von der Kirche nicht anerkennen wollte, in der *Kölnischen Volkszeitung* vom 2. November 1908. Der Jesuit Pesch erwiderte in der *Kölnischen Volkszeitung* vom 4. November 1908: „1. Ich bedaure sehr, daß der verehrte Herr auf die Erörterung der Prinzipien nicht ein-

gegangen ist. Prinzipien sind nicht bloß Sache des Theoretikers. Sie haben auch für Praxis und Praktiker Bedeutung und Wert. 2. Nach Herrn Giesberts sind namentlich zwei Punkte für die christliche Gewerkschaftsbewegung entscheidend: erstens: der wirtschaftliche Charakter der Organisation, zweitens: deren 'strikte Selbständigkeit und Unabhängigkeit'. Der wirtschaftliche Charakter der Organisation kann nicht bestritten werden, und ich habe daraus in meinem Aufsatz die richtigen Folgerungen für die Selbständigkeit der Organisation in Führung und Vorstandschaft gezogen. Irrig aber und praktisch verderblich ist jene 'strikte Selbständigkeit', die als 'Unabhängigkeit' sich geltend machen will. Die Gewerkschaftsbewegung bleibt abhängig vom göttlichen Sittengesetz nicht nur, sondern abhängig auch von der kirchlichen Autorität, und zwar von der kirchlichen Autorität als Interpretin des göttlichen Sittengesetzes, abhängig von dem kirchlichen Hirtenamt, das vor einer Organisationsform warnen kann, die in religiös-sittlicher Hinsicht, nach dem Urteile der Träger der kirchlichen Autorität, zu Bedenken Anlaß gibt. 3. Die praktischen, wirtschaftlichen, materiellen Erfolge der christlichen Gewerkschaftsbewegung beweisen noch keineswegs, daß durch dieselben keine Güter höherer Ordnung gefährdet werden können, und wenn die Interkonfessionalität sich auch auf die Grundsätze (Zurückweisung der kirchlichen Autorität) erstreckt, tatsächlich geschädigt werden müssen."

B

Balde, Jakob, S. J., Odendichter. Jakob Balde, den Herder „einen Dichter Deutschlands für alle Zeiten“ nannte, wurde geboren am 4. Januar 1604 zu Ensisheim i. E.; er starb am 9. August 1668 zu Neuburg a. D. Mit zwanzig Jahren trat er in den Jesuitenorden ein, war Professor in Ingolstadt und seit 1638 Hofprediger in München und Neuburg a. D. „Seine zahlreichen Dichtungen epischer, satyrischer, dramatischer, besonders lyrischer Art zeichnen sich aus durch klassische, bei aller Nachahmung [des Horaz] selbständige Form und tiefen poetischen Gehalt. Hauptwerke: 4 Bücher Oden, 9 Bücher 'Lyrische Wälder' und *Urania victrix*. Seine [lateinischen] Oden, von Herder übersetzt, sind noch heute mit Genuß zu lesen“ (*K. H.*, I, 458).

Das 9. Buch seiner „Lyrischen Wälder“ hat Balde dem französischen Gesandten d'Avaux gewidmet, mit dem er während der Friedensverhandlungen zu Münster (1648) politische Beziehungen anknüpfte (*Steinberger, Die Jesuiten und die Friedensfrage*, S. 48 f.).

J. Stiglmayr S. J.: „Drei Welten sind es, in welchen Balde heimisch ist. Sein Dichtergenius schweift ununterbrochen zurück in die längst versunkene Zeit des klassischen Altertums. Das Pantheon und der Parnass, der Olymp und das Kapitol sind ihm vertraute

Stätten. Aber die Denkmäler und Zeugen alter Herrlichkeit halten ihn nicht gefangen. Ohne ihrem Zauber willenlos untertan zu werden, sättigt er seinen schönheitsdürstenden Geist an den edeln antiken Formen, um alsbald frei und heiter in die Welt der Gegenwart zurückzukehren. Alles, was ihn hier äußerlich umgibt, wird für seinen scharf beobachtenden Blick ein Gegenstand dichterischen Interesses... Höher noch schwingt sich der Geist des christlich-gläubigen, tiefen Mannes. Das innere Auge des Priesters und Ordensmannes ist einer bessern Jenseitswelt zugewandt, dem Reiche des Glaubens und der Gnade. Seine Muse weiß nicht nur im Kreise der Freunde munter zu scherzen und begeistert Heimat und Vaterland zu besingen. Sie kniet als keusche Jungfrau im Heiligtum. Sie feiert die Geheimnisse der Liturgie, sie betet und jubiliert mit den Seligen des Himmels, sie schaut in heiliger Liebessehnsucht nach den ewigen Hügeln, wo süßes, unvergängliches Heimatglück alles Begehren des Herzens stillen wird... Ein beträchtlicher Teil der Dichtungen Baldes ist dem deutschen Vaterlande gewidmet. Die nie erstorbene Liebe zu seiner engeren elsässischen Heimat, der er in mannigfachster Weise einen beredten Ausdruck gab, hat seinen klaren, vollen Blick auf ganze nicht getrübt. Es dürfte schwer sein, unter den Zeitgenossen einen Schriftsteller zu finden, der mit so vielen und mannigfachen literarischen Werken dem in äußerster Not dahinschmachtenden Reiche aufrichtig zu Hilfe zu kommen suchte. Immer wieder ergingen die dringenden Bitten und Ermahnungen des edeln Patrioten an die Großen, sie möchten doch die heiligen Interessen des gemeinsamen Vaterlandes nicht hinter kleinliche Privatvorteile zurückstellen... Das freundschaftliche Verhältnis, das sich zwischen dem elsässischen Dichter und dem französischen Grafen d'Avaux [Frankreichs Gesandter im westfälischen Frieden] entsponnen hatte, benutzte der Dichter, um zugunsten eines Friedensschlusses zu wirken. Aus allen Briefen, Widmungen und Oden, die unser Dichter an d'Avaux richtete, dringt ein Sehnsuchtsruf, die ungestüme Bitte um Frieden als mächtigster Klang hervor. Das 9. Buch seiner „Wälder“, Memmiana betitelt, weihte er diesem einflußreichen Bevollmächtigten Frankreichs bei den Friedensverhandlungen in Münster. In den 35 Oden des Buches ist alles aufgeboten, um die Schrecken des Krieges und die Segnungen des Friedens zu schildern. Das leichte Bild der Versöhnung soll die düsteren Gewitterwolken des Streites verscheuchen, der feurige Patriot war im Jesuiten Balde nicht erstorben... Selbstverständlich war Balde ein treuer Anhänger der katholischen Liga und des Kaisers... Die deutsche Sprache hätte in ihrem damaligen Stadium sich schlecht geeignet erwiesen, als würdiges Gefäß für den feurigen Wein der Baldeschen Dichtung zu dienen... Allerdings spricht er nicht in apologetischen Dithyramben über ihn [den Jesuitenorden], aber mehr als ausreichend sind die Andeutungen aus seinem Leben und Dichten, welche ihn als treuen Sohn des hl. Ignatius kennzeichnen“ (St. d. Zt., August 1918, S. 468, 477, 479, 485).

H. Zimmerer: „Nicht ganz grundlos ist wohl die Erzählung, wonach er [Balde], einem Mädchen (noch wird in Ingolstadt das Haus gezeigt) ein Ständchen singend und von diesem ungehört, die Laute an der Straßenecke zerschlug mit dem klassischen Ausruf: Cantatum satis est, frangite barbiton, d. h.: ‚Ausgesungen, zerbricht die Leier‘, um am nächsten Morgen zum Noviziat der Gesellschaft Jesu sich zu melden. Chorgesang aus einem nahen Kloster, der in der kritischen Nacht, als der Schmerz verschmähter Liebe die Brust des Jünglings zerwühlte, an sein Ohr drang, scheint die entscheidende Wendung herbeigeführt und der profanen Welt einen Dichter entzogen zu haben, wie sie sich Weniger rühmen kann. Noch in späten Jahren, als er, längst der höchsten geistlichen und weltlichen Ehren teilhaftig, den Dichterlorbeer errungen, spielte er in seinem deutschen „Ehrenpreis“, dem schönsten deutschen Minnegesang, der seiner Feder entfloß, auf dieses Abenteuer seiner Jugend an:

„Wer ist, der dieses Lied gemacht,
Wann Einer auch darf fragen?“
Vielleicht hat er gar oft zu Nacht
Ein Passamezzo g'schlagen.
Er sagt nit wo, jetzt ist er froh,
Daß d' Lauten sei zertrümmert.
Um Saitenspiel er sich so viel
Hinfüran nicht mehr kümmert“

(Der Sammler, vom 8. August 1918, Literaturbeilage der Münchener-Augsburger Abendzeitung).

Von Balde stammt auch das auf der Münchener „Mariensäule“ angebracht gewesene Distichon: Rem, regem, regimen, religionem, regionem Conserva Bavaris, Virgo Patrona, tuis (St. d. Zt., Juni 1916, S. 207).

Barock. Kreitmaier S. J.: „In der Zeit nach den Drangsalen des 30jährigen Krieges, wo eine mächtige religiöse Welle durchs Land ging, zur höchsten Blüte gelangt, ist der Barockstil mit seiner Vorliebe fürs Irrationale durchaus nicht so unmystisch wie die reine Renaissance. Freilich ist diese Mystik von der gotischen und romanischen grundverschieden. Sie betet nicht mit gefalteten, sondern mit emporgerungenen Händen, sie betet laut und in stiller Betrachtung. Bis vor kurzem hat auch der Barockstil sich den Vorwurf der Formlosigkeit gefallen lassen müssen; heute ist er glänzend gerechtfertigt, und wir bewundern die unerschöpflichen Bauphantasien der Dietzenhofer, Prandauer, Fischer v. Erlach, um nur ein paar Namen aus der langen Reihe erster Baukünstler ihrer Zeit herauszugreifen. Welche Kühnheit finden wir da allein schon in den Grundrissen, mit welcher scheinbaren Sorglosigkeit setzen sie sich über klassische Proportionsregeln weg, einzig auf ihr künstlerisches Gefühl vertrauend, das sie dann auch nicht betrog. Welche Bewegung ist in die starre Masse geraten! Wie flutet, nicht selten aus verdeckten Quellen, strahlendes Licht durch den Raum! Hier schwingt

sich eine Linie in breiter Kurve hin, um plötzlich abzubiegen, weiter unten oder weiter oben oder auch gar nicht mehr fortgesetzt zu werden, das Gebälk spaltet sich, springt vor und zurück und krümmt sich, Baugelenke werden verheimlicht, Zwischenformen eingeschoben, das Hauptgesims wird nicht da angesetzt, wo das Gewölbe seinen Schwung beginnt, sondern tiefer, kurz: Willkür scheint an Stelle des Gesetzes getreten zu sein. In Wirklichkeit sind es aber neue Gesetze, die nun herrschen und erforscht sein wollen ... Kein Stil liegt dem Süddeutschen so sehr im Blut wie der Barockstil; keiner prägt sein Wesen deutlicher aus. Darum die herrliche Blüte, die gerade dieser Stil in süddeutschen und österreichischen Landen gefunden hat" (*St. d. Zt.*, 1922, CII, 462).

Baronius, Kardinal. Pelster S. J.: „Formell bedeuten die Acta [Sanctorum; s. *Bollandisten*] einen unleugbaren Fortschritt über Baronius, den großen Herausgeber der *Annales ecclesiastici*. Dieser hatte bis dahin die katholische Geschichtsschreibung beinahe völlig beherrscht. So groß war sein Ansehen, daß z. B. der Ordensgeneral der Jesuiten Claudius Aquaviva dem österreichischen Jesuiten Johannes Decker die Herausgabe seines schon gedruckten Werkes über die Chronologie des Lebens Christi verbot nur aus dem Grunde, weil es gegen die Ansicht des Baronius verstoße. Die *Bollandisten* bekundeten immer wieder die größte Hochachtung vor den Verdiensten des Kardinals, aber sie machten sich, insbesondere Henschen und van Papenbroek, von jedem übertriebenen Kult frei und wagten es, soweit die Wahrheit dies zu fordern schien, auch einem Baronius zu widersprechen. Papenbroek wendet bei einer Gelegenheit das bekannte Gleichnis von dem Zwerge an, der auf des Riesen Schultern steht und deshalb ein wenig weiter ins Land schauen kann. In Wahrheit bedeuten die Acta einen bedeutenden Fortschritt über Baronius, dessen Stärke mehr in der Herbeischaffung eines ungeheueren Materials lag" (*St. d. Zt.*, September 1920, S. 528 f.).

Bartholomäusnacht (23.—24. August 1572 in Paris) und **Jesuiten** (s. auch *Hugenottenkriege*). In seinen Jesuitenfabeln überschreibt der Jesuit Duhr einen Abschnitt: „Die Bartholomäusnacht eine jesuitische Orgie" (*a. a. O.*, S. 839) und „beweist", daß diese Ketzer-Schlächtereie keine jesuitische „Orgie" gewesen sei. Duhr S. J. verschweigt aber, was die Jesuiten in Privatbriefen, die der Direktor des Kölner Stadtarchivs, J. Hansen, ans Licht gezogen hat, über die Bartholomäusnacht äußerten. Aus den Briefen geht hervor, wie sehr die Jesuiten sich über die „Orgie" freuten, und daß sie an ihrem Entstehen auch unmittelbar beteiligt gewesen sind. Canisius S. J.: „Sagen wir freudig Dank dem Herrn, der den Katholiken einen neuen und herrlichen Sieg verliehen hat, nicht nur in Frankreich, wo die Nacken der kalvinistischen Häupter zerbrochen wurden [in der Bartholomäusnacht], sondern auch im Seekrieg [Sieg Don Juan d'Austria bei Lepanto 1571], wo die Flotte der

Türken durch die unsrige herrlich besiegt wurde. Gott erweist sich in diesem Jahre wunderbar und schrecklich seinen Feinden, deren Ansturm die göttliche Güte endlich auch in Belgien zunichte machen wird" (*Brief an den Kölner Jesuitenobern Leonhard Kessel vom 5. September 1572: J. Hansen, Rheinische Akten, S. 630*). Aus dem Bericht des Pariser Jesuiten Bernardin Castorius, den er im Auftrage des Rektors des Pariser Jesuitenkollegiums, Oliverius Manareus (eines der einflußreichsten Jesuiten seiner Zeit), an den belgischen Jesuitenprovinzial Balduin ab Angelo erstattete: „Weil es der göttlichen Güte gefallen hat, diesem Königreiche endlich einige Hoffnung zu geben, sich aufzurichten, so verlangt das Gesetz der göttlichen Liebe, durch dessen Bande wir alle, so weiter Raum uns auch trennt, zusammengehalten werden, daß ... wir euch Mitteilung machen, wie sehr der Herr uns Barmherzigkeit erwiesen hat ... Noch war die Zeit noch nicht gekommen (sie stand aber bevor), da die höchste Weisheit [Gott] mit der Herrschaft auch das Urteil dem allerchristlichsten König Karl IX. gegeben zu haben kund tat, und er (was uns sowohl aus seinen Gesprächen als auch aus den uns erwiesenen großen Wohltaten bekannt war) seinen lauteren Sinn gegen die Religion allen kundtun würde. Am 22. August also, am fünften Tage von der Hochzeit an, von Maria-Himmelfahrt am achten Tage (an welchem Tage die Königin Mutter [Katharina von Medici] den heiligen Leib Christi genossen hatte und in unserer Kirche die Abendgebete mit großer Andacht angehört hatte, als ob sie sich zu dem, was sie im Sinne hatte, vorbereitete) wurde der Präfekt des Meeres, den sie Admiral [Coligny] nennen, nicht weit vom königlichen Palast, von dem er kam, während er einen ihm überreichten Brief las, von einem königlichen Soldaten, soweit ich erfahren konnte, aus dem Hinterhalt mit einem Steinwurf getroffen, so daß er den Mittelfinger der rechten Hand verlor und eine schwere Wunde am linken Arm davontrug. Dies Geschehnis verursachte allen Guten große Freude, da sie sich vergegenwärtigten, von wie vielen und von wie großen Übeln er der Urheber war; andere aber ... fürchteten nicht wenig, daß, da einige der Ketzer so kühn und im Sprechen so ungebunden waren ..., sie die gebührende Rache für ein solches Verbrechen (wie sie es nannten, in Wirklichkeit aber für eine solche ruhmwürdige Tat) nehmen würden. Obwohl der König schon im Sinne hatte, was er nachher tat, verheimlichte er es aber sehr klug, ja, um mich so auszudrücken, wahrhaft königlich, und zeigte sich offen ernst betrübt, indem er den Admiral besuchte und nach dem Soldaten, der die Wunde beigebracht hatte, nachforschen ließ. So ging dieser und der folgende Tag dahin. In der Nacht aber, die dem dem hl. Bartholomäus geweihten Tage vorausgeht, rief er den Herzog von Guise zu sich ... Und so wurde dieser Tag, es war ein Sonntag, und die beiden folgenden Tage ganz darauf verwendet, Ketzer zu

töten und zu ertränken; sie wurden, nachdem die Stadttore geschlossen waren, sorgsam aufgesucht und dann beseitigt. Das hat allen Katholiken große Freude verursacht und eine Erleichterung für frühere Leiden verschafft; aber es wurde auch offenbar, wie widerwillig der König vieles den Ketzern erlaubt hatte, zum Verderben der Religion (wie jene urteilten, denen sein guter Wille nicht bekannt war und wie klug er sich ihnen öfter durch einen Vertrag anvertraut hatte, und solange durch seine Miene, was er im Geiste vorhatte, verheimlichte, bis jene das, was dann geschah, nicht ahnen konnten, und ihre Führer dort zusammengekommen waren, wo sie alle zusammen unvorhergesehenerweise getötet werden konnten), und jeder erkannte klar, daß es durch göttlichen Ratschluß geschehen sei, daß sie in denselben Fallstricken gefangen wurden, die sie früher und in eben diesen Tagen dem Könige gottlos gelegt hatten ... Dem Admiral, der lange nackt am Flußufer gelegen hatte, wurden der Kopf abgeschlagen, die Augen ausgestochen, Ohren und Nase abgeschnitten und der Rest des Leichnams an Stricken von Knaben durch den Straßenschmutz zum allgemeinen Verbrechergalgen geschleift, an dem in früheren Jahren nur sein Bild gehangen hatte, und dort mit nach unten gekehrtem Kopfe, den er aber nicht mehr hatte, mit den Füßen nach oben aufgehängt, ein angenehmes (gratum) und zugleich schreckliches Schauspiel ... Das ist die Hauptsache der Ereignisse. Die Bewegung ist aber noch nicht so abgeflaut, daß nicht nach Ketzern in der ganzen Stadt gesucht würde und wenn einer als Ketzler erwiesen wird, falls er Bürger ist, sofort getötet würde ... Am achten Tage nach dem Blutbade veranstaltete der König, unter großem Zulaufe und Freude der Stadt, einen öffentlichen Bittgang, und einen zweiten viel feierlicher am 4. September, bei dem er selbst mit seiner Mutter und mit seinen Brüdern und den übrigen französischen Prinzen zugegen war, und bei dem ein solcher Zulauf sich zeigte, daß er größer nicht gedacht werden konnte; es wurden dabei die Gebeine der Heiligen und die Werkzeuge unserer Erlösung und andere religiöse Denkwürdigkeiten herumgetragen zur großen Erbauung der Gemüter und alle, auch der König, wurden öffentlich durch Prediger ermahnt, dem großen und guten Gott Dank zu sagen für ein solches Gnadengeschenk und sich durch Gebete die Hilfe Gottes zu erflehen, um die Ketzereien auszu-rotten ... Ich bitte und beschwöre dich, im Namen des allerchristlichsten Königs und von ganz Frankreich, daß auch du durch deine Gebete und durch die Gebete derjenigen, die deiner Sorge anvertraut sind, eifrig (wie du es bisher getan hast und wie ich nicht zweifele, daß du es weiter tun wirst) bittest, daß die christliche Religion, die in Frankreich nicht zwar erloschen, aber geschwächt war, allmählich wieder erstarke" (*J. Hansen, a. a. O., S. 631—634*).

Gregor Fabius S. J.: „... Es sollen hier [in Paris] fast 10000 getötet oder ertränkt worden sein. Der Admiral wurde, mit vielen Wunden und verstümmeltem Körper, unter dem Spott der Menge, von Knaben zum Galgen geschleift; dort hängt er mit den Füßen

nach oben, gemäß einer alten Prophezeiung. Viele Bücher werden hier verbrannt, und der König tut solches, was zeigt, daß er von ganzem Herzen entsprechen will einem offenbaren Wunder Gottes. Denn auf dem Friedhof der Unschuldigen begann ein seit Jahren dürerer Baum vor den Bildern der seligen Maria zu blühen; alle Welt lief herzu, und der König und sein Bruder haben, nach Verrichtung eines Gebetes, den Baum geküßt. Dieser Baum begann zu blühen am gleichen Tage, an welchem der König anfang, die Ketzer zu töten, um das wiedererblühende Frankreich zu versinnbilden, und am Tage König Ludwigs. Es gibt über alle diese wunderbaren Sachen einen Kalender und eine Prophezeiung. So weiß Gott durch den Esel Balam zu sprechen und zu prophezeien. Allgemeine Prozessionen finden statt, an denen der König und der König von Navarra und das ganze Volk teilnehmen" (*Brief vom 29. August 1572 an den Jesuitenobern zu Köln, Leonhard Kessel: J. Hansen, a. a. O., S. 628 f.*).

Peter Busäus S. J.: „Der große und gütige Gott möge die Seinen beschützen und bewahren, und wie er schon die Hugenotten so wunderbar aus Frankreich ausgemerzt hat (sustulit), so möge er sich würdigen, auch die übrigen verhärteten Feinde der Kirche zu verderben" (*Brief aus Wien vom 2. Oktober 1572 an die Jesuiten in Köln: J. Hansen, a. a. O., S. 628 f., Anmerk. 6*).

Leonhard Sauer S. J.: „Wir haben die Hochzeit [des Königs] gefeiert, und nachher haben wir die Tragödie so gespielt, daß wenige zurückkehren werden [hier wird von einem Jesuiten aus Paris die Mitwirkung der französischen Jesuiten klar ausgesprochen]. Alle Katholiken waren und sind in Sicherheit; die Ketzer haben Grund zur Furcht. Denn täglich werden diejenigen, die nicht abschwören, zum Galgen geführt und es wird ihnen keine Freiheit zu atmen gewährt, bis ihr Geist völlig ausgelöscht ist. Der Admiral [Coligny], der schon glaubte, Brautführer zur Rechten zu sein, erlag vielen Wunden und wurde mit abgeschlagenem Kopf und verstümmelten Armen, nackt am großen Pariser Galgen aufgehängt, wie ich selbst gesehen habe ... Die Königin-Mutter [Katharina von Medici] und die Brüder des Königs kommen häufig in das Kollegium der Gesellschaft Jesu; ich habe sie mit ihren Söhnen am Feste der Himmelfahrt [15. August] und der Geburt [8. September] gesehen; sie besah das ganze Kollegium und sprach viel mit dem Rektor" (*Brief vom 28. September 1572 aus Paris an die Jesuiten in Trier: Trierer Stadtbibliothek Msc. 1237 fol. 91: abgedruckt bei J. Hansen, a. a. O., S. 629, Anmerk. 1*).

Der Provinzialobere von Belgien, Balduin ab Angelo S. J.: „Gewisse Neuigkeiten aus Frankreich sind schon durch einen Gärtner dem Hochwürdigsten [Bischof von Lüttich] überbracht worden: der Admiral [Coligny] mit vielen Adeligen sei schon getötet; dessen Tod folgt nicht nur in Frankreich, sondern auch in unserem Belgien mit göttlicher Gunst ein langer Frieden. Denn wie Gott es nicht geduldet hat, daß ein so großer Feind der Kirche und der

christlichen Gemeinschaft länger lebe, so wird er in seiner Güte auch alle anderen zertreten, wenn er es für seine Gemeinschaft für nützlich hält“ (Brief vom 1. September 1572 an den Jesuitenoberen Leonhard Kessel: J. Hansen, a. a. O., S. 629).

Bartoli, Giorgio. Er war fünf Jahre lang Schriftleiter der Hauptzeitschrift des Jesuitenordens, der in Rom erscheinenden „Civiltà cattolica“ und sehr geschätzter Prediger und Missionar; er trat dann, nachdem er dem Jesuitenorden 27 Jahre lang angehört hatte, im Jahre 1910 aus ihm aus. Über seinen Austritt, seine Beweggründe und das Verhalten der Jesuitenoberen ihm gegenüber schreibt Bartoli (*Der Untergang Roms*): „Vor Jahren verboten mir auf Grund von Anschuldigungen in Sachen der Lehre meine Oberen, ohne Zweifel in gutem Glauben, zunächst das Wohnen in großen Städten und Bildungszentren; dann nahmen sie mir jedes Mittel und jede Gelegenheit, mit gebildeten Menschen zu verkehren; es wurde mir tatsächlich unmöglich gemacht, zu schreiben, zu studieren oder etwas drucken zu lassen. Wollte mich jemand zum Leiter eines Universitätsinternats haben, so wurde mir die Annahme verwehrt. Endlich verboten sie mir die Predigt und wiesen mir als zwangsweisen Aufenthalt, ohne jedes Amt und ohne alle Beschäftigung eine untergeordnete, für alle Studien erstorbene Stadt an, mit der Auflage, sie nie zu verlassen, außer in Begleitung eines Kollegen, welcher (so schrieben meine Oberen wörtlich) „meine Privatgespräche zu überwachen hätte! All das im Namen Jesu Christi! Waren diese harten Maßnahmen gegen mich gerechtfertigt? Darauf gebe ich eine ganz einfache Antwort. Ich wurde verurteilt, nicht nur ehe ich erfahren hatte, wer meine Ankläger waren (ich weiß es heute noch nicht), sondern überdies ohne im einzelnen zu wissen, wessen man mich beschuldigte ... Ich bat daher meine Oberen, mir keine so große Strafe aufzuerlegen wegen nicht vorhandener oder nicht bewiesener Fehler. Ich fand kein Gehör ... Ich appellierte von den direkten Vorgesetzten an die höheren. Ich wollte nach Rom gehen, um mich zu entlasten. Alles umsonst. Die Gerechtigkeit wurde mir stets verweigert ... Es blieb mir also nichts mehr übrig, als ein zweckloses, müßiges, niedriges und unedles Leben in der Gesellschaft [Jesu] zu führen, oder die Gerechtigkeit selbst in die Hand zu nehmen und mir jene ehrbare Gedankenfreiheit zu erringen, welche Gott und sein Christus mir geschenkt haben. Ich schrieb an die Häupter des Ordens einen Brief, und bat um meine Entlassung ... Nun stand ich am Scheideweg: entweder als Heuchler leben, oder aus der Kirche austreten. Das erste war mir unmöglich, also wählte ich das zweite. Lehren, an die ich nicht mehr glaubte, konnte ich nicht mehr predigen, ebenso wenig Dogmen bekennen, deren menschlichen Ursprung ich kannte“ (*Vorrede*, S. V—IX). Diese Rechtfertigung veröffentlichte Bartoli am 8. August 1908 im „Corriere della Sera“. Die Jesuiten wußten nichts zu erwidern. Aber es begann gegen den Abgefallenen der heimliche Verleumdungsfeldzug, in dessen Führung der Jesuitenorden Meister ist. Aber Bartoli rang sich durch.

Baumgartner, Alexander, S. J. (s. auch *Klassiker, deutsche*). Der deutsche Jesuit A. Baumgartner (in Wirklichkeit ist er kein Deutscher, sondern ein Schweizer, starb 1910) war einer der fruchtbarsten Schriftsteller der deutschen Ordensprovinz und lange Jahre hindurch Mitglied der Schriftleitung der „Stimmen aus Maria Laach“. Er gilt in der deutschen Ordensprovinz als der Literaturhistoriker. Ohne Zweifel war Baumgartner ein begabter Mensch, der manches Gute geschrieben hat. Aber er war ganz und gar befangen in jesuitisch-ultramontanen Vorurteilen und deshalb unfähig, die Schönheit und Größe der deutschen Klassiker zu verstehen. Reichliche Proben seines Unverstehens, ja seines Hasses gegen unsere Klassiker hat er in seinem Werke über Goethe abgelegt (s. den Artikel *Klassiker, deutsche*). Im Orden galt er als hervorragender Dichter, dessen Dichtkunst besonders bei religiös-kirchlichen Festlichkeiten sich zeigen mußte. Baumgartner war so sehr Jesuit, daß er sein eigenes Urteil, wenn die Ordenszensur es von ihm forderte, ins Gegenteil verkehrte (vgl. *mein Werk: 14 Jahre Jesuit, II, 404f.*). Im Bildungs- und Erziehungsgang Baumgartners S. J. innerhalb des Jesuitenordens tritt der jesuitische Internationalismus stark hervor: Der Schweizer Baumgartner wird deutscher Jesuit durch seinen Eintritt in die deutsche Ordensprovinz; sein und der übrigen deutschen jungen Jesuiten Novizenmeister in Gorheim in Sigmaringen ist der italienische Jesuit Viscardini S. J. und sein Philosophielehrer in Feldkirch in Österreich ist wiederum ein Italiener, P. Cornoldi S. J. (*St. M. L. 1910, LXXIX, 353*). Zwei Proben Baumgartnerscher Dichtkunst: In einem Gedicht „Abschied von Maria Laach“ widmet Baumgartner den Deutschen, die für das Jesuitengesetz waren, die Verse:

„Greift nun zur Schaufel noch, ihr Freiheitshelden,
Wühlt auch die Toten aus dem engen Haus,
Verbannt auch sie, und was sie schweigend melden,
Werft Gott und Freiheit ganz zum Land hinaus,
Tilgt aus Marias Bild, Marias Namen:
Denn euer Todfeind ist des ‚Weibes Samen‘“

(*St. M. L. 1873, IV, 99*).

Auf Pius IX.:

„Es glättet, es ebnet die Wogenbahn
Sich sanft vor Pius' Fuß,
Es schallt so milde vom Vatikan
Der ewige Friedensgruß.
Es schweigt der Völker wilder Streit
In dem heiligen Gotteszelt,
In sel'ger Liebesherrlichkeit
Umarmt ein Vater die Welt“

(*St. M. L. 1877, XII, 488 und 1910, LXXIX, 349*).

Auch als Luther-Bekämpfer betätigte sich Baumgartner S. J., aber nach beliebter jesuitischer Art unter einem Decknamen. Er

schrrieb die Schmähchrift: „*Dr. Martin Luther. Ein Charakterbild. Zum Lutherjubiläum dem deutschen Volk gewidmet von Jakob Wohlgenut. Trier 1883.* Erst Jahrzehnte später, nach Baumgartners Tode, gestand sein Ordensgenosse Pfülf S. J., daß Baumgartner der Verfasser gewesen war (*St. M. L. 1910, LXXIX, 363*). Einige Stellen: „Wie Luthers Lehre dadurch, daß sie den Leidenschaften die Zügel schießen ließ, eine Revolutionslehre war und zum völligen Umsturz führen mußte, so ward sie auch durch alle jene Mittel verbreitet, welche bei Revolutionen gebräuchlich zu sein pflegen ... Womit er zunächst die Welt beglückte, das war eine Flut von Briefen: Schmeichelbriefen, Hetzbriefen, Intriguenbriefen, Schimpfbriefen“ (*S. 44*). „Als geschichtliche Denkmäler gereichen sie [Luthers Schriften] dem deutschen Volke nicht zur Ehre; denn sie bekunden eine Roheit, die jeder gebildete Mensch verabscheuen muß. Nur Revolutionäre können ihre Hauptkunst daran studieren, nämlich, wie man Revolution macht“ (*S. 111 f.*). „Der katholische Gelehrte, der durch seine Studien genötigt ist, Luthers Werke zu lesen [unmittelbar vorher spricht Baumgartner von „ihrer hanswurstmäßigen Behandlung der heiligsten Dinge“], wirft sie gern wieder in die Ecke, völlig in der Überzeugung bestärkt, daß die katholische Kirche der Menschheit nichts Wertvolles, keinen Schatz wahrer Bildung vorenthält, sondern ihr vielmehr den größten Liebesdienst erweist, wenn sie die Lesung dieser Schriften verbietet“ (*S. 112*). „Aller Ruhm, welcher ihm bis jetzt in dieser Hinsicht [als ‚Schöpfer des deutschen Kirchenliedes‘] gespendet worden ist, ist wenigstens zur Hälfte Schwindel und wirft auf die übrigen Seiten seiner Verehrung das verhängnisvollste Licht. Denn Leute, welche imstande waren, Luther ohne allen gegründeten Anhaltspunkt zum Komponisten und zum Schöpfer des deutschen Kirchenliedes emporzuschwindeln, — wozu waren die nicht fähig“ (*S. 114*). „Kein Schüler Jesu Christi, kein edelsinniger Monarch, kein friedlicher Denker, kein vernünftiger Staatsmann kann Luthers Vermächtnis antreten: höchstens ein Wüterich wie Robespierre“ (*S. 122*). „Luther ist ein ganzes Leben lang Professor, Bettelmönch und Bauer in einer Person geblieben, hat viel mehr geschwätzt und geschimpft als gehandelt ... Sollen wir ein Jubiläum feiern für seinen gewaltigen Appetit und Durst?, für seine ‚gesunde‘ Sinnlichkeit?, für seine niedrigen Zoten und Witze?“ (*S. 132*). Die *Frankfurter Zeitung* (5. Oktober 1910) schrieb nach dem Tode Baumgartners: „Mit ihm hat die streitende katholische Welt in Deutschland einen ihrer am besten und am vielseitigsten ausgerüsteten Kämpfer verloren. Denn außer jenen genannten Hauptwerken [dreibändige Goethe-Lebensbeschreibung und eine unvollendete ‚Geschichte der Weltliteratur‘] hinterläßt Baumgartner noch eine große Anzahl anderer Schriften zur Literatur, Geschichte und Länderkunde [‚Nordische Fahrten‘: Schottland, Island, Faröer-Inseln] und Übersetzungen aus mehreren Sprachen, sowie eigene Dichtungen. In inner-katholischen Kämpfen ist er wiederholt scharf hervorgetreten. So vor allem im Kampf gegen Fogazzaro. Zur Verurteilung von

dessen Roman ‚Il Santo‘ [er wurde von Pius X. auf den Index gesetzt] hat Baumgartner wesentlich beigetragen.“ Über Baumgartners Hauptwerk „Geschichte der Weltliteratur“ heißt es an derselben Stelle:

„Der Standpunkt ist auch hier ein vorwiegend apologetischer. Der Verfasser versäumt deshalb auch nur selten, immer wieder darauf hinzuweisen, wie ein christlicher Dichter diese oder jene Lösung eines Konfliktes besser gemacht haben würde, als der indische, arabische oder persische Dichter, oder auch als Äschylos oder Sophokles, von den geringeren ganz zu schweigen. Dennoch fanden sowohl diese ersten Bände wie auch die folgenden (die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums und die ‚der christlichen Völker‘) eine allgemein gute und beifällige Aufnahme, letztere auch bei denjenigen Fachmännern, die den apologetischen Standpunkt als wissenschaftlich unzulässig ablehnten. Am besten wurde der vierte Band aufgenommen, da er auch inhaltlich manches Neue bot und eine Darstellung der griechischen und lateinischen Literatur der christlichen Völker in dieser Vollständigkeit noch nicht vorhanden war. Die Aufgabe war bisher für Baumgartner eine verhältnismäßig leichte gewesen, insofern die Urteile über ganze Zeiträume, sowie über einzelne Dichter und ihre Schöpfungen feststanden. Bei umsichtiger Arbeitsmethode, Fleiß und Ausdauer konnte man nicht stark fehlgreifen; ein feinentwickeltes, ästhetisches Empfinden, das sich auf sich selber verlassen konnte, war nicht erforderlich. Anders, sobald die lebenden Literaturen in Betracht kamen. Mit dem fünften Band, welcher die Geschichte der französischen Literatur enthielt, machte denn auch des Verfassers literarischer Standpunkt vollständiges Fiasko. In ihr war der Geist aus der Zeit der Goethe-Biographie wieder lebendig geworden, und die Scheiterhaufen flammten bald da, bald dort nur so auf. Professor Dr. Schneegans hat diesem Band im Jahre 1906 an dieser Stelle (*in Nr. 66 vom 8. März*) eine wissenschaftlich geradezu vernichtende Kritik gewidmet. Anderwärts ist es ihm kaum besser ergangen. Viel bemerkt wurde eine fein-ironische Besprechung von Hofmiller in der Beilage zur ‚Allgemeinen Zeitung‘, woraus zur Charakteristik des Kritikers Baumgartner die Stelle angeführt sei: ‚Es fehlt A. Baumgartner an Kraft, an ruhig gewonnener Stoff-Übersicht und vor allen Dingen an ausgesprochener literar-historischer Begabung. Sein Unternehmen wäre nur dann interessant, wenn er selbst eine wirklich tiefe, kraftvolle und scharfe Kritiker-Individualität wäre. Dann sähe man ihm Flüchtigkeiten nach, wenn auch nicht gerade solche, wie er sie sich erlaubt. Aber Baumgartner als Kritiker ist weder originell, noch fein, noch tief. Seine Raisonsnements sind Dutzend-Raisonsnements, seine Urteile alltäglich, seine Psychologie die eines überanstrengten Predigers, sein Stil trocken, ungewöhnlich ausdruckslos. — Rich. M. Meyer urteilt in der ‚Deutschen Literatur-Zeitung‘, 1905 (*XXVI, 2387*): ‚Nicht daß der Verfasser im Kampfe steht, wie Brandes oder Treitschke, machen wir ihm zum Vorwurfe, wohl aber, daß er einen